

Nekr
Sch
166

GISELA SCHINDLER-AMSLER

Nekr Sch 166

GISELA SCHINDLER-AMSLER

11. Dezember 1898 – 21. Dezember 1986





GG 2012
D. Schwarz

Gisela Amsler wurde am 11. Dezember 1898 in Schaffhausen als Tochter von Alfred Amsler und Frieda geb. Rauschenbach geboren. Sie war das zweitjüngste von sechs Geschwistern. Ihr Vater, ein hochbegabter Konstrukteur, leitete die von seinem Vater übernommene Fabrik für Präzisionsinstrumente und Materialprüfungsmaschinen. Im Jahre 1900 zogen die Eltern mit ihren Kindern in die von ihnen erbaute Villa Rheinbühl etwas ausserhalb Schaffhausens am Rhein. Hier verbrachte Gisela Amsler ihre ganze Kindheit und Jugend. Der ausgedehnte Garten am Abhang zum Rhein mit einem Weinberg, einem grossen Geflügelhof und einem Tennisplatz prägten ihren späteren Lebensstil und ihre Vorliebe für Garten und Tiere. Wie ihre Geschwister war sie lebhaft und impulsiv und liebte es, in Gesellschaft von Freunden und Bekannten zu sein. Beide Eltern waren neben Beruf und Haushalt den Künsten zugewandt. Ihr Vater war besonders an der Musik interessiert und nahm am Schaffhauser Konzertleben regen Anteil. Viele Solisten und Dirigenten logierten anlässlich ihrer Schaffhauser Konzerte im Rheinbühl. Dadurch entstanden viele und bleibende Beziehungen zur Musik und zu Musikern. Die Mutter interessierte sich stärker für die bildenden Künste. Im Jahre 1916 führte sie ihre Tochter in Hodlers Atelier in Genf, wo das Portrait entstand, das die 17jährige als eine um mehrere Jahre reifere Frau erscheinen lässt.

Nach dem Abschluss der Schule in Schaffhausen verbrachte Gisela Pensionatsjahre in Genf und in England. Dann absolvierte sie die Landwirtschaftliche Töcherschule im Gut Mädikon auf dem Albis, wo sie Altersgenossinnen aus Zürich kennenlernte, mit denen sich dauernde Freundschaften bildeten. In jener Zeit lernte sie auch ihren künftigen Mann, Dietrich Schindler, geboren 1890, kennen, der wie sie einer Industriellenfamilie ent-

stammte und sich damals an der Universität Zürich für öffentliches Recht habilitierte. Nach der Heirat im August 1921 begab sich das neuvermählte Paar für ein halbes Jahr nach Amerika, wo Dietrich Schindler sich an der Harvard Law School ins amerikanische Recht vertiefte und Gisela sich mit Kunstgeschichte befasste. Gisela schätzte das amerikanische Leben und sprach auch später gerne von ihrem Amerikaaufenthalt.

In Zürich bezog die junge Familie eine Wohnung im Hause ihres Onkels Max Huber an der Mühlebachstrasse, wo die zwei ersten Kinder, Dorothee und Dieter, geboren wurden. 1926, nachdem Dietrich Schindler zum Professor an der Universität gewählt worden war, kauften sie die Liegenschaft an der Alten Landstrasse in Zollikon, die fortan das Zentrum ihres Lebens sein sollte. Hier kamen zwei weitere Kinder, Lotti und Alfred, zur Welt. Die Kinder, das geräumige Haus und der grosse Garten beanspruchten Gisela Schindler voll. Sie verstand es, das Haus mit viel Leben zu füllen. Als vorzügliche Gastgeberin führte sie gerne grosse und kleine Einladungen durch. Max Huber sagte von ihr, sie wäre eine geborene Diplomatenfrau gewesen. Dabei behielt sie ihre Natürlichkeit und Spontaneität und verkehrte mit gleicher Freude in verschiedensten Kreisen. Während des Zweiten Weltkrieges und in den Nachkriegsjahren nahm sie Flüchtlingskinder bei sich auf, die teilweise bis in die Gegenwart ihre Anhänglichkeit an sie behielten.

1946 erlebte sie die Freude der Verheiratung ihrer ältesten Tochter Dorothee. Tief war jedoch ihr Schmerz, als Dorothee wenig später erkrankte und weniger als ein Jahr nach der Hochzeit starb. An diesem Verlust hat sie immer schwer getragen. Nur sieben Monate später, am 10. Januar 1948, starb unerwartet an einer Embolie auch ihr Mann. Dieser Schicksalsschlag bedeutete für sie eine Wende. Sie war sich bewusst, dass sie nun alleine die Familie zu führen und ihr Leben zu gestalten hatte, und dies verlieh ihr neue Energie. Sie übernahm verschiedene neue Tätigkei-

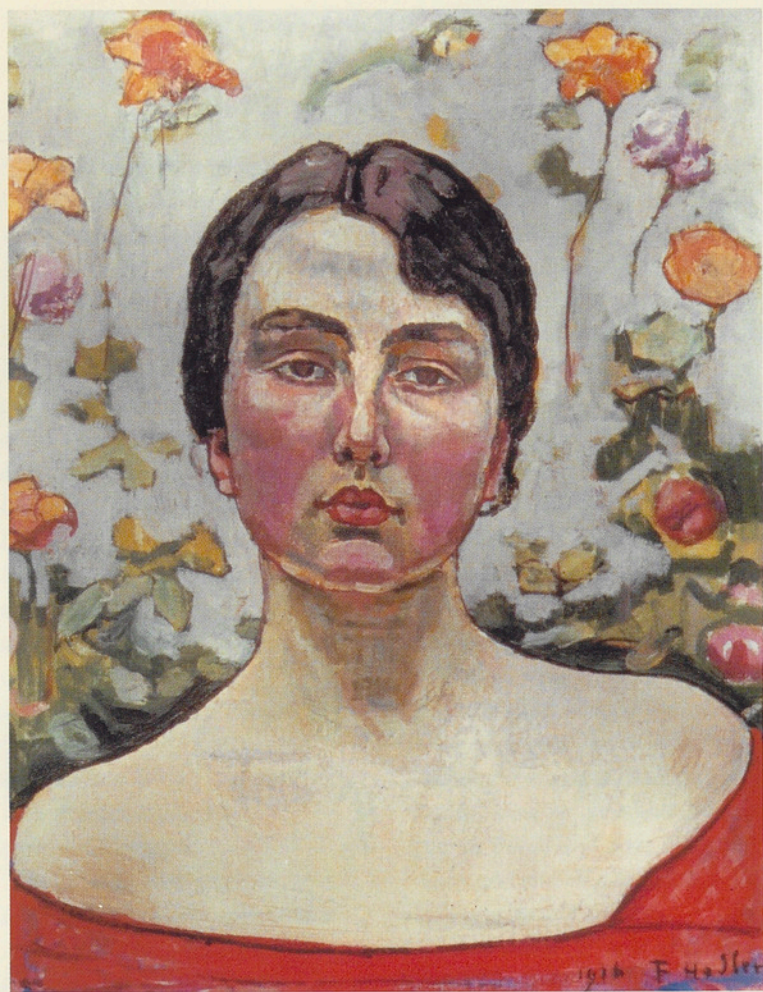
ten, so das Präsidium der Hauskommission des Mütter- und Säuglingsheims Pilgerbrunnen in Zürich, dem sie sich in der Folge während vieler Jahre mit grosser Anteilnahme widmete. Ebenso übernahm sie den Vorsitz der Betriebskommission der Gemeindestube Zollikon. Sie gehörte auch zu den Zolliker Frauen, die damit begannen, für die Sonntagsgottesdienste den Taufstein mit einem Blumenschmuck zu versehen. Bei den «Amis de la Culture française», mit denen sie seit langem verbunden war, wurde sie in den Vorstand gewählt. Ihr grosses Haus in Zollikon erhielt nach dem Tode ihres Mannes eine neue Bedeutung für sie. Hatte sie zuvor die Grösse des Hauses gelegentlich als Last empfunden, sah sie darin nun eine willkommene Gelegenheit, Dauergäste aufzunehmen. Nichten und Neffen, Flüchtlingsstudenten und andere junge Leute fanden bei ihr Aufnahme und fühlten sich in der ungezwungenen Atmosphäre ihres Hauses wohl. Die meisten von ihnen besuchten sie in der Folge immer wieder oder blieben mit ihr in ständiger Korrespondenz. Auch für andere Zwecke stellte Gisela Schindler ihr Haus gerne zur Verfügung, besonders für Konzerte junger Musiker und für Empfänge.

Gisela Schindlers eigene Familie vergrösserte sich, und es entstand ein gutes Verhältnis auch zu ihren zwei Schwiegertöchtern und ihrem Schwiegersohn. Besonders lagen ihr aber ihre Enkel am Herzen. Mit jedem ihrer zwölf Enkel knüpfte sie ein persönliches Verhältnis, das von gegenseitiger Zuneigung geprägt war. Am liebsten war es den Enkeln, mit der Grossmutter allein oder in kleinem Kreis mit ihr zu sein.

Es lag Gisela Schindler auch daran, die weitere Familie zusammenzuhalten, nachdem sich durch das Wachstum der jungen Generation die Kontakte gelockert hatten. Insbesondere lud sie jeweils an Ostern einen weiten Kreis von Verwandten zur sogenannten Hasenjagd im Garten mit nachfolgendem reichhaltigem Tee zu sich ein.

1981, als Gisela Schindler 83 Jahre alt geworden war und die selbständige Führung ihres Haushaltes ihr Mühe zu bereiten begann, zog sie ins Alters- und Pflegeheim Arkadia. Der Umzug fiel ihr nicht leicht, doch vermochte sie sich rasch auf die neue Lebensphase umzustellen. Dies wurde ihr erleichtert durch mehrere Bekannte, die sich bereits in der Arkadia befanden oder in den folgenden Jahren dazukamen. Im Laufe der Jahre nahmen ihre Kräfte jedoch ab. In den letzten zwei Jahren verliess sie das Haus meist nur noch für tägliche kleine Spaziergänge in der unmittelbaren Nähe der Arkadia und für Besuche bei ihren Kindern. Die Verschlechterung ihrer Augen verunmöglichte ihr schliesslich das Lesen fast ganz, und die Verminderung der Hörfähigkeit erschwerte den Kontakt mit anderen Personen und den Besuch von Veranstaltungen.

Anfang Dezember wurde sie von einer Bronchitis befallen, von der sie sich zwar vorübergehend erholte, die sie aber entscheidend schwächte. Während der letzten Tage wachte ständig ein Familienmitglied an ihrem Bett und begleitete sie in ihren letzten Stunden. Am Morgen des vierten Adventssonntags wurde sie von ihren Beschwerden erlöst.



TRAUERFEIER AM 24. DEZEMBER 1986
IN DER KIRCHE ZOLLIKON

Predigt von Pfarrer Werner Gysel

Und siehe, es war in Jerusalem ein Mann namens Simeon, und dieser Mann war gerecht und gottesfürchtig und wartete auf den Trost Israels, und der Heilige Geist war auf ihm. Und er hatte vom Heiligen Geist die Zusage empfangen, dass er den Tod nicht sehen werde, bevor er den Gesalbten des Herrn gesehen hätte. Und er kam, erfüllt vom Geist, in den Tempel. Und als die Eltern das Kindlein Jesus hereinbrachten, um mit ihm nach der Gewohnheit des Gesetzes zu tun, da nahm er es auf die Arme und pries Gott und sprach:

*Jetzt lässtest du deinen Knecht,
o Herr,
nach deinem Wort
in Frieden dahingehen;
denn meine Augen
haben dein Heil gesehen,
das du im Angesicht aller Völker
bereitet hast,
ein Licht zur Erleuchtung
der Heiden
und zur Verherrlichung
deines Volkes Israel.*

*Und sein Vater und seine Mutter
verwunderten sich über das, was*

über ihn gesagt wurde. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Fall und zum Aufstehen vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird – aber auch dir selbst wird ein Schwert durch die Seele dringen – damit aus vielen Herzen die Gedanken offenbar werden.

Und es war eine Prophetin Hanna, eine Tochter Phanuels aus dem Stamm Asser, die war hochbetagt, nachdem sie nach ihrer Jungfrauschaft nur sieben Jahre mit ihrem Mann gelebt hatte, und war Witwe bis zum Alter von 84 Jahren; die wich nicht vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Und zu ebendieser Stunde trat sie hinzu und pries Gott und redete von ihm zu allen, die auf die Erlösung Israels warteten.

Und nachdem sie alles nach dem Gesetz des Herrn vollbracht hatten, kehrten sie zurück nach Galiläa in ihre Stadt Nazareth.

Lukas 2, 25 – 39

Liebe Leidtragende,
liebe Trauergemeinde,

am heutigen Tag des Heiligen Abends haben wir die Szene der beiden hochbetagten Menschen Simeon und Hanna, die beide durch die Geburt des Kindes in ihrer Weise erlöst wurden, zum Text gewählt.

Es ist naheliegend, dass unser Blick in diesem Moment gefangenommen wird durch die Gestalt Hannas. Die äussern Parallelen zum Lebensgeschick unserer Heimgegangenen sind beinahe zu deutlich. Und dann doch auch wieder nicht. Bei aller verblüffenden Berührung im Äussern fallen die Unterschiede ungleich viel schwerer ins Gewicht. Da ist Hanna, die nach kurzer Ehe sich zurückzieht in den heiligen Bereich des Tempels und dort eine Art von klösterlicher Existenz lebt, ausgerichtet nur noch auf das eine, die wache Erwartung ihres Volkes auf den kommenden Messias, die sie bis in alle Fasern ihres Wesens durchdringt. Das war Gisela Schindlers Art nicht und hätte sie so nicht sein können. Sie wählte bei aller äussern Ähnlichkeit des Schicksals die Zuwendung zum aktiven Leben, wie wir es soeben in der Lebensbeschreibung gehört haben. Sie bedurfte der Menschen um sich, denen sie weiten und auch tiefen Raum der Gastlichkeit bieten konnte und an deren Ergehen sie lebhaften Anteil nahm.

So begegnen sich jetzt in unserm Nachdenken über die Distanz der Zeit hinweg zwei Menschen mit ähnlichen Voraussetzungen ihres Geschicks, aber in durchaus verschiedener Wahl ihres Weges. Darin leuchtet etwas auf von der Freiheit, unsere Berufung wahrzunehmen. Sie kann und muss nicht für jeden Menschen dieselbe sein. Unser Wesen darf in ihr mit ins Spiel kommen. Wesentlich ist das entschlossene Wahrnehmen des von uns als richtig erachteten Weges. Dass unsere Verstorbene ihre Möglichkeiten entdeckt hat und – im Gegensatz zur biblischen Ge-

stalt der Hanna – in der Pflege intensiver menschlicher Kontakte eine Art Berufung fand, erfüllt uns in dieser Stunde des Abschieds noch einmal mit grosser Dankbarkeit.

Doch nun wenden wir unsern Blick weg von der Prophetin Hanna und richten ihn auf den greisen Simeon. Und gleichsam im Rückwärtslesen unseres Textes entdecken wir eine Berührung mit dem Bild der Verstorbenen, die uns zunächst äusserlich anmuten mag und uns doch zu mehr werden kann, und es weitet sich uns ein leuchtender Horizont über dem Sterben.

Worin sehen wir diese Berührung? Simeon hat, wie Hanna, auf die Geburt des Messias gewartet. Ja, es ist, als ob sich in der Glut seiner Erwartung das innerste Wesen seines Volkes spiegelte. Nun nehmen wir teil an der Freude des Greises im Augenblick, wo seine Sehnsucht von der Gewissheit der Erfüllung abgelöst wird, in der Geburt des Jesus von Nazareth. Simeon ist getragen vom grossen Augenblick – und ahnt doch schon den künftigen Horizont des Leides über dem Neugeborenen. Er wird die Welt ja nicht einfach bequem in Ruhe lassen, sie nicht einfach bestätigen, sondern ihr in vielem widersprechen. In der Auseinandersetzung mit seiner Existenz werden sich die Gedanken vieler in dieser oder jener Richtung klären. Der es aber der Welt durch seinen Widerspruch nicht bequem machen wird, der wird auch auf ihren Widerspruch stossen, bis zum bitteren Ende.

Bei allem Wissen um den Unterschied fühlen wir uns durch das Stichwort des Widerspruchs erinnert an einen Wesenszug der Verstorbenen. Sie konnte widersprechen und wie. Wo sie mit etwas nicht einverstanden war, liess sie einen darüber nicht im unklaren. Wir scheuen uns wohl mit Recht, solchen Widerspruch in voreilige Parallele zu jenem zu setzen, den Christus in seiner Weise in die Welt gebracht hat. Uns durch ihn an diesen erinnern zu lassen, ist uns aber nicht versagt. Widerspruch, das heisst doch in jedem Fall, die Dinge nicht einfach hinzunehmen, wie sie nun einmal sind, heisst, sich nicht einfach abzufin-

den mit dem, was nun einmal und wie es nun einmal ist. Wo Widerspruch ist, da ist noch Erwartung auf Neues hin. Darin erinnert jeder Widerspruch in seiner Weise an denjenigen in Christus.

Und nun zum letzten, zum Horizont über dem Sterben Simeons oder zum «neuen Schein», der an Weihnachten nicht nur der Welt des Lebens, sondern auch derjenigen des Todes gegeben ist. Wir erinnern uns an Rembrandts Bild dieser Szene. Simeon blickt strahlend auf das Neugeborene. Sein greises Haupt ist in unvergleichlichen Glanz getaucht. Rembrandt hat das Strahlende unserer Szene darin aufgenommen. Das ist es, was hier passiert. In diesem Kind weitet sich nicht nur der Horizont über der ganzen Völkerwelt und seinem eigenen Volk. Da erscheint ein Licht zur Erleuchtung der Völker, und darin findet der Weg des Volkes Israel zugleich seine Erfüllung. In der unermesslichen Weite dieses Horizontes, der gleich die ganze Welt miteinschließt, findet auch das Sterben Simeons seinen – hellen – Ort. Angesichts dieses Horizontes kann Simeon, wie er sich ausdrückt, «in Frieden dahinfahren». Sein Leben ist satt, weil er das künftige Heil erblickt hat. So begegnen sich hier Weihnachten und der Tod. Angesichts des Neuen, das Christus als Zukunft aller Welt in die Welt gebracht hat, lässt sich ruhig sterben. Es ist ein unvergleichlich starkes Bild von der Ausstrahlung des Auferstandenen, dass auch die graue Zone des Todes hineingetaucht ist in den Glanz des Neuen. Simeon stirbt als Hoffender.

Ob wir nicht an diesem Morgen des Heiligen Abends das Sterben von Gisela Schindler auch in diesem starken Glanz sehen dürfen, der den Tod von Simeon umleuchtet?

Amen

ERINNERUNGEN AN GROSSMAMA

Wenn ich an Grossmama zurückdenke, so denke ich oft an die Ferien, die ich an der «alten Landstrasse» verbracht habe.

Wenn mich Mama und Papa am Abend nach einer langen Autofahrt bei Grossmama absetzten, hatte sie meist schon eine Schürze umgebunden und war dabei, meinen Lieblingsznacht zu kochen: ein weiches Ei von den eigenen Hühnern und einen «Griesbabbe» mit frischem Kompott und Zimt und Zucker. Nachher schlief ich im sogenannten «Kinderzimmer». Oft fand ich es nachts sehr unheimlich und gespenstisch, aber über dem Bett war ein Bücherregal und zwischen den Büchern war ein winziges Türchen, das direkt mit Grossmamas Zimmer verbunden war und durch das ihr beruhigendes Schnarchen drang.

Am ersten Tag mussten wir als erstes Herrn Mangold besuchen. Sein etwas muffiger Antiquitätenladen war überfüllt mit Möbeln, Uhren, Büchern und sonstigen Kuriositäten. Im Hintergrund roch es nach frischgehobeltem Holz. Dort arbeitete Herr Mangold und reparierte von alten Möbeln bis zu kaputten Spieldosen alles, was er konnte. Aber am besten gefiel mir, dass wir weder etwas kauften noch etwas zum Reparieren brachten, sondern dahin gingen, um seine Drehorgel zu hören. Wenn er einmal anfang, in seine Drehorgel Spulen einzulegen, wäre ich am liebsten gar nicht mehr weggegangen.

Jetzt muss ich auch noch von den Bilderbüchern erzählen, die Grossmama mir vorgelesen oder erzählt hat. Ich kann mich gut erinnern, dass sie beim Wiederholen einer Geschichte immer neue Dinge dazuerfand und so tat, als hätte es schon immer im Buch gestanden. So wurde zum Beispiel bei Max und Moritz der Hund der Witwe Bolte nicht mit dem Kochlöffel geschlagen, sondern gestreichelt, da er plötzlich eine Stimme bekam und er-

klären konnte, dass er die Hähnchen nicht gestohlen hatte. Es gab auch viele Bücher, die ich mir am liebsten selbst ansah, wie zum Beispiel «Adamson», einen der ersten Comics.

Als letztes möchte ich von den Spielen schreiben. Das ist wohl auch bei den anderen Enkeln noch eine sehr lebhaftere Erinnerung. Oft ist eine meiner Cousinen oder mein Cousin vom oberen Stock heruntergekommen, und so waren wir immer genug, um eines der vielen spannenden Spiele zu spielen. Da waren das «Leiterlenspiel» mit der langen Leiter, die man immer wieder hinterfiel, die Jagd nach Violetta, das «Schöggelilotto» und natürlich «Glogge und Hammer».

Ich könnte jetzt noch viele Erinnerungen auffrischen und festhalten, aber dazu sind sie zu persönlich. Vielleicht muss ich meine Erinnerungen für mich behalten, auch wenn sie verblasen und eines Tages ganz verschwinden werden. Aber ganz vergessen werde ich bestimmt nicht alles. Auch wenn mich nur jedesmal, wenn ich einmal wieder Griesbrei esse, ein Hauch von Grossmamas Küche, ein Hauch aus jener Zeit streift.

Anna Schindler, 1987